

Gutmenschen – eine böse Geschichte

von Elisabeth Strasser

„Halloah. Da bin ich wieder. Euer Poet des Untergangs, euer Mutlosmacher, euer Finsternmann und Schwarzfärber, euer Hinterdenzeilenschreiber, euer Zwischendurcherschreck, eure Heuschreckenundküchenschabenplage, euer Schwiegermuttererschrecker, euer Gutetöchterverführer, euer Gartenzwergkopfabsluger und Vorstadtgärtenblumenausreißer, euer Gottseibeiusinhöchstperson, hier bin ich wieder, der Poet der wahren Worte, für den der Ausdruck *wahre Worte* nicht bloß eine Floskel ist, dessen Homepage zu besuchen ihr wiedereinmalundtrotz allem nicht widerstehen konntet. Sei's drum. Ich freu mich, dass ihr alle noch da seid und meinen Worten lauscht mit euren hörenden Augen, die am Bildschirm kleben. – Oh ja, ich sehe euch vor mir, wie ihr auf mein Geschreibsel glotzt: – Was hat er denn nun wieder geschrieben, welchen Unsinn gibt er denn jetzt zum schlechten Besten? Hat er sich denn immer noch nicht aufgehängt oder ist von der Brücke gesprungen, wie er es hoffnungsfroh mehrmals schon ankündigte? Warum treibt er noch sein Unwesen und verunsichert uns, die wir unsere Ruhe haben wollen und doch immer wieder nachsehen auf seiner *page*, weil wir schon ganz süchtig geworden sind nach dem Unflat. Apropos: Wolfgang Flat hat sich ja wieder schön blamiert mit seiner Kolumne, finden Sie nicht auch? Widerspricht sich da glatt mindestens fünfmal selbst und keine Spur von peinlich ist ihm das. Und sein geheucheltes Mitleid mit den Skins. Ja für Besserungsanstalten bin ich da auch, aber wohl in einer andren ART, Herr FLAT. Passantenhalbtotprüglern gehört der Kopf in die Klomuschel der öffentlichen WC-Anlage am Hauptplatz gedrückt und zwar ganz tief, dass von ihnen nurmehr der Arsch herauschaut und auf den wird dann kräftig draufgehauen. Dann sind sie zwar nicht unbedingt gebessert fürs Erste, aber es kommt Gleiches zu Gleichem, Scheiße zu Scheiße eben, wie man so sagt, Herr Flat. Herr Flat dagegen meint, man solle ihnen bloß die Klobürste in die Hand drücken und sagen: Schön saubermachen! Im Dienst für die Allgemeinheit würden sie gebessert. Da schieß ich drauf. Das können Sie schriftlich haben, und hier haben Sie's auch. Nur mit dem Unterschied: Mit Herrn Flats Zeitungskolumne kann man sich den Arsch abwischen (hab' ich selber schon gemacht, als mir das Klopapier ausgegangen ist), mit meiner Homepage kann man das nicht. Ich bin im Vorteil. Ich habe das freie Wort! Herr Flat dagegen ist nur der Arschkriecher vom Herausgeber, dem stadt- und landbekannten *Gutmenschen* erster Wahl, der in seinem Schmierblatt Plattheiten ohne Maßen hinblättert. Sonst nämlich, wenn der Möchtegerngutmensch Wolfgang Flat dem Paradegutmenschen Konrad Binsenmacher, Herausgeber, nicht in den Arsch kriechen würde, müsste er selbst in der Putzkolonie arbeiten, die die öffentliche WC-Anlage am Hauptplatz säubert. Eigentlich wollte ich euch heute bloß ein schönes, ein *wirklich schönes* Gedicht ins Netz stellen, ein Gedicht über die ozeanblauen Augen von Sabine, diese großen und vollkommen runden Teiche, umgeben von schwarzen Wimpern, so lang und so sanft geschwungen, dass sie meinen Blick zu sich hinziehen, in sich hinein, sich schließen werden über mir, wenn ich erst eingetaucht bin und durch das Blaugrün schwimme oder schwebe, auf den schwarzen Pupillenmittelpunkt zu, der lebendig zu pulsieren scheint, der mich ruft, wie ein Ziel, das zu erreichen inzwischen mein innigster

Wunsch geworden ist ... – Ja, daran, an Sabines Augen, musste ich heute in der Straßenbahn denken, die Zeitung schon in der Hand. Hätte ich sie doch gar nicht erst aufgeblättert, denn da habe ich Wolfgang Flats Kolumne gelesen und die hat sich wie ein grauer Schleimfilm darübergerlegt, über das Bild der Sabine. So schreiben Sie sich also das Gedicht selber über die Augen Sabines (von mir aus nennen Sie sie auch Maria, Anna, Angelika, Johanna, Susanne oder Weißderteufelwie, mir ist das egal, wenn Sie nur eine anständige Erektion bekommen). Ich habe Ihnen jedenfalls eine Anregung gegeben. Falls Sie eine Frau und nicht lesbisch sind, können sie sich auch die Augen von einem Anton, Berthold, Cäsar, Dieter, Erich, Friedrich oder FranzErnst oder wem auch immer vorstellen, Hauptsache es wirkt entsprechend. (Ihr seht also, meine lieben Damen unter meiner Leserschaft, ich achte euch nicht nur, ich achte auch besonders darauf, dass ihr auf meiner Homepage nicht zu kurz kommt und erwähne euch extra, obwohl ihr ja wisst, was ich von *Gendersprache* halte.) Mir ist jedenfalls der Abend und die mit Träumen von Sabine zu verbringen erhoffte Nacht wegen Herrn Flat verdorben. Das rechne ich ihm an. Schwer. Er kommt demnächst wieder unter die Mühle meiner Tastatur und wird zermalmt. – Ich melde mich wieder. Ihr lest wieder von mir, keine Sorge, ich lasse euch keine Ruhe. Nächstes Mal wird's vielleicht wieder eine Geschichte, wenn mir eine einfällt. Oder vielleicht ein Gedicht, ein *schönes Gedicht*, wenn ihr Glück habt. Euer FranzErnstSandner.“

Fertig. Für heute. Mehr fiel ihm nicht ein und er schrieb immer alles in einem Zug, stellte es gleich ins Netz, auf seine Homepage. Da gab's kein Herumgepfusche mehr, was geschrieben steht, das pickt und sitzt. Fertig. Er denkt dann nicht mehr darüber nach. Weg ist weg und aus und fertig.

Ernst Sandner fuhr sich mit den Händen durchs Haar, schaltete den Computer aus und setzte sich in den alten Lehnstuhl, den Lieblingssessel seines Großvaters, der den Namen Franz Sandner zu Lebzeiten trug, dessen Vornamen Ernst Sandner einfach als Vorname genommen hatte, um daraus seinen Künstlernamen zu machen. Der Name Franz ist ihm also nicht von irgendwem gegeben worden, er hat ihn sich einfach genommen, genauso wie er den Lehnstuhl nach der Erbaufteilung einfach aus dem Haus seiner Kusine mitgenommen hatte, die ihn sowieso auf den Sperrmüll geworfen hätte irgendwann, die aber bei den – ohnehin von ihm kaum besuchten – Familientreffen kein Wort mehr mit ihm wechselte, vorgeblich wegen der Großvaterstuhlgeschichte, in Wirklichkeit aber wegen der FranzErnstSandner-Geschichte, seiner Dichterwebsite also, von der sie über Umwege gehört und die sie womöglich – das wusste er nicht so genau – auch mit eigenen Augen gesehen hatte. Für Leute wie seine Kusine Ulrike war seine Website schlussendlich auch gedacht, obwohl diese Leute selten hineinsahen, höchstens ihre halbwüchsigen Kinder taten das oder, wenn sie wie Ulrike Lehrerinnen oder Lehrer waren, ihre Schüler. Kusine Ulrike hatte jedenfalls Gartenzwerge vor ihrem Einfamilienhäuschen am Stadtrand und zwei schnuckelige, putzfeine Kinder, die irgendwann und hoffentlich einmal Halbwüchsige wurden, und einen Mann hatte sie auch, den sie sich gut abgerichtet hatte. Natürlich erwähnte er Ulrike samt Familie nie namentlich auf seiner Homepage, sie waren nicht allgemein bekannt und keine öffentlichen Leute wie Wolfgang Flat. Aber als anonymes Beispiel kam auch Ulrike samt Familie vor, das selbstredend.

Ernst Sandner war nur zeitweise FranzErnstSandner, er war also Teilzeitdichter, hauptberuflich war er Angestellter im städtischen Abfallentsorgungsreferat. Wenn er vom Stadtamt nach Hause kam, verwandelte er sich in FranzErnstSandner, den Poeten des Untergangs, wie er sich selbst immer noch nannte, ein Überbleibsel aus einer früheren Zeit seines Dichterlebens, eine Bezeichnung, die er selbst manchmal hinterfragt hatte, aber von der er doch nicht mehr losgekommen war. Er verwandelte sich bei seiner Rückkehr in seine eigenen vier Wände nicht nur dem Namen nach, sondern auch äußerlich. Im Amt sah man es gerne, wenn er Krawatten trug, niemand hatte ihn eigentlich je dazu aufgefordert, er trug sie freiwillig, schön bunte meistens, in leuchtenden Farben. Es gefiel ihm nicht schlecht, so unter den anderen aufzufallen, die entweder Krawatten in gedämpften Farben trugen oder gar keine. Seine für einen Krawattenträger etwas zu langen dunkelblonden Haare hatte er zurückgekämmt, meist zu einem Schwanz gebunden, mit einem Band in der Farbe der jeweiligen Krawatte. Wenn er aber nach Hause kam und sich in FranzErnstSandner verwandelte, zerraupte er – noch vor dem Abnehmen der Krawatte meist – seine Haare, zog dann – Winter wie Sommer – einen seiner langen, weiten Pullover an, die ihm fast bis zu den Knien reichten, machte sich ein paar Spiegeleier mit Speck, blätterte während des Essens ein wenig in der Zeitung, die er meist schon am Nachhauseweg in der Straßenbahn zu lesen angefangen hatte, schaltete dann seinen Computer ein und begann zu schreiben. Er schrieb jeden Tag etwas, wenn es manchmal auch nur zwei oder drei Zeilen waren. Vor ein paar Jahren hatte er ein Jahr Bildungskarenz und dabei eine Web-Master-Ausbildung gemacht; seither hatte er seine eigene Homepage und bracht so seine Werke unters Volk. Seine einzige Gelegenheit, denn drucken wollte das, was er schrieb, niemand.

Dass seine Homepage gelesen wurde, zeigten die Rückmeldungen: Erboste E-mails vor allem von Eltern und Lehrern, oder von sogenannten „Gutmenschen“, wie auch Wolfgang Flat einer war und jede Menge anderer. Seiner Ziel- und Hauptlesergruppe aber, den Fünfzehn- bis Zwanzigjährigen – gefiel, was er schrieb so gut wie immer. Den meisten wenigstens, wie Rückmeldungen zeigten. Er hatte zwar auch schon von einigen dieser Gruppe, vor allem von weiblichen Exemplaren, E-mails bekommen, die an Erbostheit und „Gutmenschentum“ denen der von ihm verhassten selbsternannten Gutmenschen um nichts nachstanden, aber das zeigte umso mehr, dass seine Homepage gelesen und beachtet wurde.

Obwohl ... ja, nun zum großen „Obwohl“: Seinem eigenen Sohn Benjamin nämlich (der gehörte zwar altersmäßig noch nicht ganz zu seiner Zielgruppe, ihm fehlten dazu noch ein paar Jahre, er war elf), hätte er streng verboten (selbst wenn er bereits zu der Zielgruppe gehört hätte), sich seine Homepage auch nur von ferne anzusehen. Für Benjamin hatte er andere Geschichten, für ihn kehrte Ernst eine völlig andere Seite hervor: Märchen, zauberhafte Geschichten, in denen irgendwie immer wieder das Gute siegte. Aber nicht Gutmenschen verhalfen dem Guten darin zum Sieg (so weit ging er doch nicht), sondern die Natur oder Naturgeister, Waldwesen oder Sternenwesen. Das waren die Kindergeschichten, nur für Benjamin ausgedacht. Bald aber würde er Benjamin in seine zweite große Leidenschaft einweihen können: das Motorradfahren. Jetzt schon träumte er von den Fahrten, die sie gemeinsam unternehmen könnten. Er hatte ein gerahmtes Foto an der Wand gegenüber dem Lehnstuhl hängen, das ihn mit

seinem damals zweijährigen Sohn auf dem Sattel seiner Maschine zeigte. Das war kurz bevor ... Susanne! Susanne, Benjamins Mutter, gegen die galt es sich zu behaupten, immer wieder, dass sie ihn nicht verdarb. Susanne war für ihn die ideale Geliebte gewesen – früher einmal – doch das hatte sich geändert. Schlagartig. Für sie schien es immer nur eine einzige Rolle zu geben, die sie bis zur Unerträglichkeit der Vervollkommnung ausfüllte und alles andere darüber vergaß. Und nach Benjamins Geburt begann sie die Mutterrolle zu spielen – ausschließlich. Wegen Benjamin, um ihn größer und kräftiger und geschickter werden zu sehen, hatte er es zwei Jahre noch mit ihr ausgehalten. Dann war es genug. Dann vereinbarte er mit ihr (und sie gewährte es ihm eigentümlicher Weise sogar ohne Widerrede), Benjamin jedes zweite Wochenende bei sich zu haben.

Sein Blick wanderte von dem gerahmten Foto auf die Uhr: Viertel nach sieben. Er wollte noch weg, in sein Stammlokal, schnell auf ein Bier (oder zwei, oder drei oder vier oder mehr) und vielleicht traf er dort jemand Interessanten, jemanden, der in einer seiner Geschichten vorkommen konnte ...

* * *

Paul hat sich nicht gemeldet! Eine klare, wahre Aussage. Es war jetzt Viertel nach sieben. Ein weiteres ungezähltes Mal hatte Eva auf die Küchenuhr geschaut, die Batterieuhr, die trotzdem tickte. Sie hasste tickende Uhren. Sie erinnerten sie an ihre Kinderzeit, wenn sie im Winter krank war und in der geheizten Stube statt im eiskalten Schlafzimmer liegen durfte. Es war schön warm gewesen, aber da hatte auch die große Pendeluhr gehangen und getickt, getickt ... In Fieberträumen war das Ticken immer lauter geworden, das Pendel immer größer, war im Takt des Tickens näher und näher gekommen, hatte sie, die auf dem Sofa an der Wand gelegen hatte, ganz in die Ecke gedrängt, war näher gekommen, bedrohlich, hatte sie in die Gefahr gebracht, vom riesenhaft gewordenen Pendel erschlagen, geköpft oder in der Mitte auseinander geschnitten zu werden, so wie der alte rotgetigerte Kater Carlos, den ihr Vater mit der Mähmaschine erwischt hatte. Darum hasste sie tickende Uhren und in ihre erste eigene Wohnung in der Stadt durfte keine hin; eine zum Geschenk Bekommene verkaufte sie unmittelbar danach am Flohmarkt. Sie hatte sich eine flache, batteriebetriebene Küchenuhr angeschafft. Und jetzt – beim Warten auf Pauls Anruf – fiel ihr auf, dass auch diese Uhr tickte, ganz leise zwar, üblicherweise unbemerkt, aber doch. Sie sollte das Radio einschalten, irgendetwas hören, dachte sie. Nein, sie war zu faul aufzustehen. Träge, das war sie, unfähig sich zu bewegen. Ein einziges Geräusch, das Klingeln des Telefons, wäre in der Lage gewesen, sie auf die Beine zu bringen. Aber sie war vergebliches Warten gewohnt – besonders bei Paul. Nicht eingehaltene Versprechen waren schon mehr als typisch für ihn, sie waren sein Markenzeichen. (Natürlich hielt er nur private Versprechen nicht ein, beruflich war er äußerst korrekt.)

„Aber warum glaube ich ihm dann überhaupt noch irgendetwas?“ – Ganz einfach: Weil sie sonst völlig und vollkommen in das dunkle Loch der Verzweiflung gefallen wäre, weil das dann geheißen hätte, niemals und nie mehr auch nur irgendjemandem vertrauen zu können. Und sie wollte vertrauen, sie wollte einfach das Gefühl bewahren

für sich, den Glauben an das Gute – und Vertrauenkönnen war für sie das Gute, wenigstens eines seiner wesentlichsten Kennzeichen.

Und Paul, dem sie dieses Vertrauen schenken wollte, weil sie ihn liebte (natürlich unverdienter Weise, denn niemand kann Liebe *verdienen*), hatte ihr versprochen: „Am Dienstag gegen Mittag komme ich aus Brüssel zurück und sobald ich daheim bin, rufe ich dich an.“ – Sicherlich: Flüge können sich verspäten, stundenlang; Flugzeuge können abstürzen – aber die Nachrichten hatten nichts dergleichen gemeldet; der Weg vom Flughafen zu ihm heim dauerte ohne Stau eine halbe Stunde – aber ein Stau kann nicht einen ganzen Nachmittag lang dauern ... Er hätte den Flug versäumen können – aber das wäre erst recht ein Grund gewesen, sie anzurufen – von Brüssel aus. Und wenn ihm etwas passiert war, wenn er überfahren worden war oder am Flughafen einen Herzanfall bekommen hätte, dann ... „Mein Gott ...“, sie fuhr sich mit einer Geste des Entsetzens durchs Haar: „... dann wäre ich vielleicht erleichtert, weil ich ihm dann nicht böse sein müsste! Ich bin verrückt! Total und völlig! Das ist ja richtig teuflisch. Ich bin richtig teuflisch!“ Den letzten Satz sprach sie laut in die Stille ihrer Küche und übertönte damit endlich mit irgendetwas das leise Ticken der Batterie-Uhr.

Aber richtig erschreckte sie diese Feststellung nicht. Sie war schließlich überzeugt davon, dass sie – wie im Übrigen jeder Mensch – zu allem erdenklich Bösen fähig war, wenn die Umstände entsprechend waren. Alles andere zu behaupten, war Lüge. Sie erinnerte sich, wie sie vor zehn Jahren mit ihren Freundinnen Waltraud und Silvia im Studentenheim beisammen gesessen war und sie über die Nazi-Zeit (das Thema Vergangenheitsbewältigung war damals gerade aktuell) gesprochen hatten. Waltraud, ein naives Mädchen, wohlbehütet aus sogenannter „guter Familie“, behauptete mit völliger Überzeugung (sie glaubte sich das tatsächlich selbst), dass sie nie dazu fähig wäre, einen Menschen zu ermorden. Silvia und Eva waren anderer Meinung: Wenn in einem politischen System, wie dem von damals, das Böse erlaubt und sogar gefördert war, dann setzte das in unzähligen Menschen, die in einer Zeit wie hier und heute, in einem wohlgeordneten demokratischen Staat, als brave, verantwortungsbewusste Bürger galten, in ihnen schlummernde Energien frei, die nicht mehr unterdrückt zu werden brauchten, sondern freien Lauf erhielten und ihnen sogar zu einem Orden verhelfen konnten. Eva und Silvia bezweifelten zwar, dass sie in jenem damaligen (oder einem anderen jederzeit möglichen neuen) Unrechtssystem tatsächlich eine Schergen-Laufbahn eingeschlagen hätten, doch sie waren sich einig darüber, dass sie in einer gewissen Situation (die jedoch keine von beiden damals näher erläutert hatte) zu Mörderinnen oder Verräterinnen werden könnten. „Ich lege für niemanden meine Hand ins Feuer“, hatte Silvia gesagt, „auch für mich selbst nicht“ und Eva hatte ihr zugestimmt. Waltraud hatte sich damals schockiert von ihnen abgewendet, zunächst nur im Gespräch, später ganz, während Eva und Silvia Freundinnen geblieben waren.

Eva hatte auch Paul durch Silvia kennen gelernt. Es war an Silvias Feier zum dreißigsten Geburtstag gewesen. Bei der Geburtstagsparty war Silvias Ex-Mann Paul auch eingeladen. Paul war damals zweiundvierzig. Er sah *umwerfend* aus. Das sagt man so, aber Eva hatte es bei dieser ersten Begegnung tatsächlich umgeworfen: Die Party war schon längst im Gang, Paul war noch nicht da. Möglicherweise würde er gar nicht mehr kommen, meinte Silvia, das würde zu ihm passen: ein gegebenes Versprechen nicht einzuhalten. Silvia kannte das. Sie mochte Paul noch immer, aber

eine Liebesbeziehung mit ihm war ihr einfach zu anstrengend und mit ihm verheiratet zu sein überhaupt. Dann – die ersten Gäste waren bereits gegangen – hatte es an der Tür geklingelt. Silvia, mit irgendetwas beschäftigt, hatte die Hände nicht frei gehabt und Eva gebeten, die Tür zu öffnen. Ein großer, hagerer Mann mit eindrucksvollem Gesicht, das im Halbschatten noch eindrucksvoller wirkte, stand da und hielt einen Strauß weißer Rosen in der Hand. Eva machte ihm Platz zum Eintreten, trat einen Schritt zurück, stolperte über den Vorzimmerteppich und fiel Paul in die Arme. – So hatte eine große Liebe für Eva begonnen und ein Spiel für Paul.

Paul war im diplomatischen Dienst tätig. Er sprach eigentlich nie über seine Arbeit – durfte es wahrscheinlich gar nicht – aber er reiste mindestens einmal im Monat in eine der Hauptstädte Europas. Er sprach vier Sprachen fließend (ein paar weitere so halb und halb) und konnte sich mühelos von einer zur anderen bewegen. Eva verstand von seinen Fremdsprachen nur Englisch und das nur mäßig. Manchmal, wenn sie beisammen waren, begann Paul plötzlich in einer fremden Sprache zu reden, sie verstand nichts mehr, aber sie liebte das.

Einmal hatte er sie nach London mitgenommen. Er passte dorthin, irgendwie viel besser als hierher, dachte sie. *Anglophil* nannte man das. Die Begeisterung war auf sie übergesprungen. Sie hatte sich englischsprachige Bücher besorgt und zu lesen versucht. Weit war sie damit zwar nicht gekommen, aber sie hatte guten Willen bekundet. Und einmal hatte er ihr ein Wort erklärt: *Philanderer*. „Das ist einer“, so sagte er in einem Augenblick zärtlicher Nähe, „der wie ein Schmetterling von Blüte zu Blüte fliegt, dem die Liebe mehr ist als die Geliebte“. Sie wusste, dass er von sich selbst sprach und sie liebte ihn gerade deshalb und dafür, dass er unbeständig und flatterhaft war, immer aufs Neue erobert werden musste.

Das Ticken der Batterieuhr war weit fort, ungehört. Eva hatte die Augen geschlossen und dachte an die glücklichen Augenblicke, die seltenen Liebestunden, an die Feldzüge, in die sie in den letzten vier Jahren gezogen war, die Kämpfe, die sie um ihn geführt hatte, in denen sie ihn erobert und wieder verloren geglaubt hatte. Vielleicht hatte sie ihn jetzt ganz verloren?!

Der Kater Carlos war sieben Jahre alt gewesen (genauso alt wie sie selbst damals). Er war ein sehr großes, wunderschönes Tier. Bis zuletzt hatte er ganz klare Augen und ein samtweiches orangerotes Fell mit einem weißen Fleck am Hals. In der Umgebung hatte es zu der Zeit auf einmal sehr viele junge rotgetigerte und rotgefleckte Katzen gegeben, seine Nachkommenschaft. Als der Vater ihn ungewollt umgebracht hatte, hatte man Eva das schonend beibringen müssen. Hubert, ihr großer Bruder, war hinaus auf die Wiese, den Ort des Geschehens, gelaufen, hatte sich das Unglück angesehen und Eva die Sachlage dann (völlig schonungslos) berichtet. Und Eva fand eigentlich, so dachte sie zwar nicht sofort, erst später, seine Schonungslosigkeit weit weniger entsetzlich als das Herumgerede der Mutter. Carlos war nicht gleich tot gewesen. Er hatte, so Huberts Bericht, der das vom Vater wusste, den Vater noch wie erstaunt und ungläubig angesehen. Und der Vater hatte ihm dann mit einem Schlag des Grasrechens das Genick gebrochen.

Hubert hatte, das war zwanzig Jahre später, vom Großvater eine alte aber funktionstüchtige Militärpistole geerbt. Er hatte extra dafür den Waffenschein gemacht. Seine Frau, so hatte diese Eva einmal erzählt, hatte immer Angst vor der Pistole im Haushalt gehabt. („Man hört ja so viel von diesen Familientragödien, mir wäre lieber, sie wäre weg“) – Und Eva hatte ihr diesen Wunsch erfüllt und die Gefahr einfach weggenommen, indem sie bei einem Besuch die Pistole an sich genommen hatte. (Sie selbst hatte schließlich keine Familie und konnte so auch keine Familientragödie mit der Pistole anrichten.) Über das Verschwinden der Pistole war ihr gegenüber nie ein Wort gefallen. Jetzt lag sie ganz hinten in Evas Kleiderschrank, unbenutzt und unbemerkt, halb vergessen oder verdrängt ins Unbewusste.

Doch das Unbewusste und das Halbvergessene kommt irgendwann zum Vorschein, meldet sich mit kleinen Hinweisen, ist auf einmal wieder da, wie der Kater Carlos.

Denn eines sonnigen Morgens, ein paar Wochen nach Carlos' tragischem Tode, Eva lag noch im Bett, kam ihre Mutter ins Zimmer und lächelte verschwörerisch: „Eva, denk dir, Carlos ist zurückgekommen!“ Eva durchschaute natürlich alles – sie war doch kein Baby mehr, sie war schon sieben! Und die Mutter holte etwas unter ihrer Schürze hervor, einen kleinen rotgetigerten Kater mit einem weißen Fleck auf dem Hals, und legte ihn neben Eva aufs Kissen. Eva streichelte das Tier zunächst halbherzig, dann herzlich. Es war nicht Carlos – natürlich nicht – aber sie verdarb der Mutter ihre kindische Freude nicht. Doch den neuen Kater – wie die Mutter vorschlug – ebenfalls Carlos zu nennen, weigerte sie sich. Er hieß Iwan.

„Warum tust du mir das an?“, fragte Eva laut. Es war nicht ganz klar, wen und was genau sie meinte: Die Mutter, die ihr ihre kindliche Trauer einfach weggenommen und nicht zugelassen hatte, oder Paul, der ihr wieder einmal zeigte, durch sein Nichtanrufen, wie wenig sie ihm bedeutete. Sie sah auf die Uhr: Es war halb acht. Paul *musste* jetzt zu Hause sein! Sie stand auf, streifte das kostbare, verführerische Spitzennachthemd, in dem sie seinen etwaigen Besuch erwartet hatte, ab. (Tatsächlich wartete sie im Geheimen auf seinen Besuch, wo er nur einen Anruf versprochen hatte – und letztlich gar nichts halten würde.) Sie ging zum Kleiderschrank, suchte sich abgetragene Jeans, eine blutrote Bluse und ihre schwarze Lederjacke heraus. Ihr Blick fiel auf einen dunklen Winkel, ganz hinten im Schrank. Dort lag ihre Diebesbeute, die Pistole, die sie genommen hatte, um die Familie ihres Bruders vor einer *Familientragödie*, wie man sie aus den Zeitungen kennt, zu bewahren. Bei ihr, so hatte sie immer gedacht, wäre sie besser aufgehoben. Bevor sie sich anzog, streckte sie die Hand danach aus. Sie wusste gar nicht, ob sie überhaupt geladen war und hatte nur eine vage Vorstellung davon, wie man sie benutzte. „Aber“, dachte sie, „wenn mir im Dunkeln jemand auflauert, kann es nicht schaden, sie dabei zu haben.“ Und sie passte auch in die große Tasche ihrer Lederjacke.

Wohin sie jetzt wollte? – „Spazieren“, sagte sie sich, „vielleicht in Pauls Wohn-
gend“.

Szenen drängten sich ihrer Vorstellung auf:

Paul sitzt zu Hause in seiner Wohnung, gemütlich bei einem Glas Wein, schaut sich einen Film an, liest ein Buch ... Er will mich nicht einlassen; ich schieße mir den Weg zu ihm frei.

Paul hat ein Weib aus Brüssel mitgebracht oder sonst irgendwo aufgelesen ... Ich schieße sie beide tot: Paul ins Herz, sie schieße ich zu Brei.
Paul ist allein: Er erklärt mir, es ist aus mit uns ... Ich drücke ab: Es ist aus mit ihm.

* * *

Paul fröstelt. Er steht auf seinem Balkon im siebten Stockwerk in der nasskalten Märzluft. In Brüssel ist es warm gewesen: an die zwanzig Grad. Er schaut auf die Uhr: Viertel nach sieben. Der Koffer ist längst ausgepackt. Aber der Bericht des Botschafters bereitet ihm Kopfzerbrechen. Er muss seinen eigenen Bericht, den er morgen im Außenministerium vorlegen muss, noch überarbeiten, dringend. Es wird eine lange Nachschicht. Er seufzt. Er ist eben nicht so wie sein Chef, der mit vier Stunden Schlaf pro Nacht auskommt. Bis Mitternacht muss er unbedingt noch arbeiten, nein, bis zwei oder drei Uhr. „Der Job wird langsam zu anstrengend für mich!“, sagt er in die nasskalte Luft hinein und kehrt in sein Wohnzimmer zurück. Er macht sich Tee (auf die englische Art) und schaut auf die Uhr: Halb acht. Es wird langsam dunkel.

Der Wohnblock ist in einer noblen Gegend der Stadt: Pauls Art zu leben, hoch oben im siebten Stockwerk, fast wie ein Turm. Eva steht unten im Park vor dem Haus. Eine Amsel singt. In Pauls Wohnung brennt Licht.

* * *

Eva ging im Kreis. Unschlüssigkeit. „Was soll ich bloß tun? Ich bin doch zu feig. Letztlich immer.“ Sie hatte nicht den Mut ins Haus zu gehen, zu Paul.

Der wundervolle Park vor dem Haus, die alten Bäume, die Amsel, die jetzt verstummt war. Auf einer Bank ein Betrunkener: „Sie werden sich erkälten“, sagte sie, „es ist noch nicht Frühling, trotz des Vogelgesanges.“ Er brummte etwas vor sich hin. Eva ging weiter quer durch den Park in eine andere Straße. Sie konnte sich nicht daran erinnern, jemals hier gewesen zu sein. Sie fröstelte. Die Straße glänzte feucht. „Wie eine Filmkulisse“, dachte sie. Ein kitschiger Film. „Ich trete in ein Lokal und treffe die Liebe meines Lebens – nach Paul.“ Sie lachte laut auf. Zwei ältere Frauen gingen an ihr vorbei. Sie hörte, wie eine zur anderen sagte: „Besoffene Weiber sind wirklich etwas Grauenhaftes ...“ Was die andere erwiderte, verstand sie nicht mehr. Doch die Szene brachte sie auf die Idee, wirklich ein *besoffenes Weib* zu werden und zwar sofort!

Das Lokal ein paar Schritte weiter sah tatsächlich einladend aus. Ein gelblicher Lichtschimmer fiel durch die Glastür auf den Gehsteig. Sie trat ein. Warm war es, sodass ihre Brillengläser sofort beschlugen und sie sie abnehmen musste. Die Geräuschkulisse aus Durcheinanderreden und Gelächter war irgendwie anheimelnd. (Hier hörte man ganz gewiss keine Uhr ticken!) Ein kleines Tischchen war frei. Sie setzte sich und bestellte ein Bier, ein kleines zunächst. Ohne Brille erschienen ihr die Gesichter verschwommen, das fand sie sogar gut. Besser nichts so genau sehen. –

Diese Weisheit war ihr schon manches Mal entgegen gekommen, hatte sie schon manches Mal vor der Verzweiflung bewahrt.

Schließlich setzte sie die nun unbeschlagene Brille wieder auf. Die Sicht war zwar wegen des Zigarettenrauches auch nicht so ganz klar, aber doch erkannte sie jetzt die Gesichter im Raum und den Raum selbst. Die Einrichtung war aus dunklem Holz, eine Farbe, ein Gefühl, das sie mit Heimeligkeit gleichsetzte. Ihr traten Tränen in die Augen – wohl mehr wegen des Rauches als wegen der Heimeligkeit, dachte sie.

An der Bar – ein paar Meter entfernt – sah sie einen Mann halb von hinten, einem anderen im Gespräch zugewandt, dessen Aussehen sie zum Lachen brachte. Er trug einen fast knielangen Pullover und darüber eine schwarze, etwas zerschlissene Lederjacke, ähnlich wie sie selbst. Was sie aber zum Lachen brachte, war die Überlegung, ob er wohl auch eine Pistole in der Tasche hatte wie sie. Hatte sie tatsächlich so laut gelacht? Oder hatte er einfach ihren Blick gespürt? Jedenfalls drehte er sich um und sah in ihre Richtung. Sie setzte sofort ein ernstes Gesicht auf und musterte ihn möglichst unauffällig (was natürlich nicht gelingen konnte). Er mochte Anfang vierzig sein, hatte aber das, was man als *verlehtes Gesicht* bezeichnet. Sein Haar, das bis über den Kragen der Jacke reichte, war zurückgestriegelt und entweder feucht oder fettig. Die ganze Gestalt sah eher unappetitlich aus – besonders für jemanden wie Eva, die an ein Schönheitsideal namens Paul gewohnt war. „Zu spät“, dachte Eva, die am liebsten im Erdboden versunken wäre, „jetzt kommt er tatsächlich auf mich zu.“ Und Ernst Sandner, der Internetdichter und Zyniker, bewegte sich mit langen Schritten und einem halb geleerten Glas Bier (seinem dritten) auf sie zu.

* * *

„Halloah“, sagte er und zog sich den Stuhl gegenüber an ihrem Tisch zurecht. Josef, den Gutmenschen, hatte er einfach an der Bar stehen lassen, als er die junge Dame hier (nein, nicht mehr so ganz jung, mindestens Mitte dreißig und nicht einmal sonderlich hübsch) mit Brille und in blutroter Bluse am kleinen Tisch gesehen hatte. „Eine Verrückte, wie ich“, hatte er gedacht, als er sie lauthals hinter sich hatte lachen hören, obwohl keiner bei ihr saß, der ihr hätte einen Witz erzählt haben können. Das war bestimmt *jemand Interessanter*, das wusste er sofort. Josef war auch jemand Interessanter, aber er kannte ihn schon lange. Er hatte schon seit vielen Jahren in diesem Lokal und anderswo Wortduelle mit ihm ausgefochten. Er war studierter Philosoph, Alkoholiker und Lebenskünstler, das heißt arbeitslos und Gelegenheitsarbeiter. Unter weniger wohlhabenden Umständen (das heißt ohne seine Erbschaft und einen reichen Bruder) wäre er einer der Sandler im Park und bestimmt schon seit Jahren tot. So aber lebte er in einer großen aber fast leeren Eigentumswohnung und genoss materielle Annehmlichkeiten, von denen Ernst Sandner als einfacher städtischer Angestellter nur träumen konnte. Josef also war ein Gutmensch, das heißt, er glaubte an das Gute im Menschen. Nur im Geheimen gab Ernst zu, dass Josef sein wahrer Ideengeber war, das heißt sein sorgsam gehätscheltes Feindbild, das Feindbild des Gutmenschen, der gegen Kriege kämpfte (mit Worten), gegen die Umweltzerstörung (in bescheidenem Maße, indem er kein Auto besaß), für die Freiheit des Einzelnen und gegen die Versklavung (ob sie nun Ehe hieß oder Bankkredit) eintrat. Ja, auf die Banken hatte Josef es besonders abgesehen, vielleicht

deshalb, weil sein Bruder Generaldirektor einer großen Bank war. „Die Banken“, so sagte er, „sind die Tempel der neuzeitlichen Götzen; hier wird dem Goldenen Kalb gehuldigt, das fallen muss, zu Staub zerfallen muss, wenn die Menschheit gerettet werden soll. Du brauchst dich doch nur umzusehen“, meinte er, auf das Großbauprojekt seines Bruders anspielend, der einen riesigen Glaspalast als neue Bankzentrale entwerfen und bauen ließ, „so, wie man früher Kathedralen baute, baut man heute Banken und Warenhäuser. Das sind die Prachtbauten unserer Zeit. Pfui Teufel! Ja, das ist die Anbetung des Teufels, will sagen, die Anbetung des Geldes, ergo des Goldenen Kalbes.“ Josef konnte es sich leisten, das Geld zu verachten, dachte Ernst, weil er immer genug davon hatte, noch dazu ohne dafür arbeiten zu müssen.

Gerade vorhin hatten sie wieder einmal über das *Goldene Kalb* gesprochen, als Ernst sich wegen des lauten weiblichen Lachens hinter sich umgedreht hatte.

Und jetzt saß er am Tisch der nicht mehr ganz jungen Dame mit Brille und blutroter Bluse und fragte sie nach ihrem Namen. „Eva“, wiederholte er, „der schlichteste Name, den es gibt. – Ich bin nicht Adam, ich bin Ernst und – obwohl Sie das nie ahnen würden – ich bin städtischer Angestellter im Abfallentsorgungsreferat. Nebenbei aber Dichter, der *Poet des Untergangs*. – Und was machen Sie?“ Eva schaute ihm durch ihre Brillengläser todernst in die Augen: „Ich habe soeben Paul, meinen Geliebten, erschossen.“ Einen Augenblick lang sah der Mann gegenüber tatsächlich wie der städtische Angestellte, der zu sein er vorgab, aus und schien schockiert, schien ihr tatsächlich zu glauben, bis sie wieder grell auflachte, ganz wie vorhin, und damit die Illusion, eine Mörderin kurz nach der Tat zu sein, zunichte machte.

Ernst, der städtische Angestellte, war beruhigt; FranzErnst, der Dichter, war enttäuscht.

„Hätte es Paul denn verdient, erschossen zu werden?“, fragte er. „Mitnichten“, antwortete sie, weil ihr dieses ungewöhnliche Wort gerade einfiel und ihr besonders gut gefiel.

„Mitnichten hätte er es verdient. Niemand *verdient* es, erschossen zu werden, genauso wie es niemand *verdient*, geliebt zu werden.“

Ernst starrte sie an: „Das sind ja kluge Sprüche. Sie glauben also an die Liebe?“ Jetzt starrte sie ihn an, sagte aber nichts. Ernst lachte: „Ich habe Sie nicht gefragt, ob Sie an das Erschossenwerden glauben, denn das gibt es zweifellos und erfahrungsgemäß, was man jedoch von so etwas wie der Liebe nicht sagen kann. Das ist ein leerer Begriff, eine Illusion, wenn Sie so wollen.“ Eva fragte: „Sind Sie denn schon einmal erschossen worden?“ – Jetzt starrte wieder er sie an, sein Gesicht ein einziges Fragezeichen. Evas Antwort: „Naja, weil Sie sagten, das mit dem Erschossenwerden gebe es erfahrungsgemäß.“ Er meckerte: „Sie wissen genau, was ich meine. Man hört davon, manche sehen es sogar gelegentlich, dass jemand anderer erschossen wird. Dazu braucht man nicht selbst diese Erfahrung zu machen.“ – „Und Sie meinen also, weil Sie selbst noch nie geliebt haben (obwohl andere Leute von dieser Erfahrung berichten), gibt es die Liebe gar nicht, obwohl Sie davon überzeugt sind, dass es das Erschossenwerden gibt, trotzdem Sie selbst nie erschossen wurden, aber von anderen, denen das passiert ist, gehört haben.“

Ernst: „Sie reden ja genauso wie Josef.“

Eva: „Wer ist Josef?“

Ernst: „Der da drüben: Klein, graues Haar, zerfurchtes Gesicht, schwarzer Pullover. Sieht aus wie einer aus ‚Planet der Affen‘.“

Eva lachte: „Von Ihnen möchte ich nicht beschrieben werden. Weder in einer Ihrer Untergangsgeschichten noch gegenüber Ihrem Freund da drüben noch sonstwie.“

Pause. Dann: „Wie würden Sie mich beschreiben?“

Ernst: „Haare, schwarz und glänzend wie poliertes Ebenholz, Stirn und Nase wie von Michelangelo gemeißelt, Augen wie grüne Edelsteine, schimmernde Stätten eines Orakels unerforschlichen Geheimnisses; die Lippen: zwei Kissen aus rotem Samt, darin man versinken möchte, ...“ – „Hören Sie auf, Sie sind ja unmöglich“, unterbrach sie ihn. „Sie sind ein Übertreiber, der selbst nicht glaubt, was er sagt. Sie sollten sich eine Stelle in der Werbebranche suchen, das würde zu Ihnen passen, nicht das Abfallentsorgungsamt.“ – „Referat“, verbesserte er. „Ich sagte nur, was ich sehe. Freilich kann man auch anders ausdrücken, was man sieht. Man könnte sagen: Eine junge Frau mit etwas zu strenger Frisur; die Stirn zeugt von zu vielem Nachdenken, die Lippen von zu wenigen Küssen; und das Geheimnis der smaragdnen Katzenaugen ist ein allzu großes Leid. – So könnte man sagen. Oder man könnte sagen: Eva, das dumme Stück, ist ganz auf den Paul versessen, den alten Drecksack, der sie zu selten fickt, der sie vergisst nach zwei Tagen schon. Und sie, das dumme Luder, hält das für Liebe, was sie sich so ausdenkt über ihn, nur weil er einmal ihre grünen Augen mit Orakelteichen verglichen hat, in denen sich der Mond spiegelt; lange her und nicht mehr wahr ... Und jede Kugel ist zu schad‘ für ihn, außer wenn er sie sich selber gibt.“
Schweigen.

Ernst: „So, sind Sie jetzt schockiert?“

Schweigen.

Ernst nahm einen großen Schluck Bier, wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab.

„Eigentlich“, begann er nach einem weiteren kurzen Schweigen, „eigentlich habe ich in diesen drei Kurzbeschreibungen Ihrer Person meine eigene dichterische Biographie erzählt. Genau den Weg bin ich gegangen: Die ersten Jugendwerke, poetische Verklärung; dann naturalistisches Beschreiben ohne das Kitschvokabular – und zuletzt gesteigert zum Zynismus. Aber so ist das Leben, so ist die Welt. Und das Allerscheußlichste dabei ist, dass es Leute gibt, die so tun, als wäre das nicht so, die so tun, als könnten sie mit ihren Lügen, die sie *Liebe* oder *Gott* oder *Gerechtigkeit* nennen, irgendetwas besser machen, dabei geht es ihnen doch nur darum, als Wohltäter und Schönredner gefeiert zu werden, als *Gutmenschen* zu gelten, die auf die bösen Buben herabspucken können.“

„Gutmenschen“, wiederholte Eva und Ernst wurde aus seinen Gedanken gerissen, weil er tatsächlich vergessen hatte, dass ihm jemand zuhörte, dass Eva da war. „Was für ein scheußliches Wort, wenn Sie es so aussprechen.“ – „Finden Sie?“

Eva fragte ihn: „Halten Sie mich auch für einen?“

Ernst riss die Augen auf und verschüttete fast den Rest seines Bieres: „Sie?! Sie doch nicht. Sie haben doch Paul erschossen – wenigstens in Gedanken – und vermutlich auch noch ein paar andere Leute.“

„Ich glaube“, meinte Eva nachdenklich, „dass es überhaupt keine *Gutmenschen* – wie Sie sie nennen – gibt.“ Und sie dachte dabei an ihr Gespräch mit Waltraud und Silvia vor vielen Jahren. „Ich bin überzeugt davon, dass jeder – absolut jeder – wenn die Umstände entsprechend sind, die schlimmsten Verbrechen begehen kann, auch wenn

er – wenn Sie ihn darauf ansprechen – diese Möglichkeit für sich völlig ausschließen würde. Ich kannte einmal ein Mädchen, Waltraud ...“ Und sie erzählte ihm die Geschichte.

Ernst hatte zugehört und sagte dann: „Es wäre interessant, natürlich nur literarisch, rein fiktiv, diese Waltraud einmal ein bisschen herauszufordern, auf die Probe zu stellen, mit einer Situation zu konfrontieren, die sie ihre Meinung über sich selbst, ihre Selbstgerechtigkeit, einmal überdenken ließe. – Ja, diese Idee gefällt mir, darüber ließe sich eine Geschichte schreiben.“ Ernst war von seiner eigenen Idee hellauf begeistert. „Der Titel der Geschichte“, sagte er, „ich habe nämlich schon einen, sei ‚Gutmenschen morden‘. Der ist gut, weil zweideutig. Man weiß nicht, morden die Gutmenschen oder werden sie gemordet.“ Er klatschte vor Begeisterung in die Hände. „Ich gehe gleich nach Hause und fange an. Ich könnte ja ein paar Tage Krankenstand nehmen – naja, das werden wir sehen. Jedenfalls: Wir beide treffen uns heute in einer Woche um die selbe Uhrzeit wieder hier. Und dann erzähle ich Ihnen, wie die Geschichte verläuft. – Und tun Sie Paul nichts; Sie wissen ja, er ist eine Kugel nicht wert.“ Damit verabschiedete er sich und rannte geradezu aus dem Lokal.

* * *

Ernst ließ seine knöchigen Finger knacken, bevor er auf die Tastatur seines Computers einhämmerte. „Halloah Leute. Ich bin wieder da: Der Poet des Untergangs“, begann er. Weiter: „Lebt ihr noch? Oder habt ihr euch schon über die Häuser gehauen? Habt ihr euch den letzten Schuss verpasst? Seid ihr von der Brücke gesprungen? Hat man eure Teile in Plastiksackerl eingesackt oder vom Betonboden vor eurem zehnstöckigen Haus gekratzt? – Noch nicht? Noch immer nicht? Trotz allem noch immer nicht? – Gut: Dann hört mir zu. Passt gut auf, ich erzähle euch eine Geschichte. Eine Geschichte, die euch das Blut in den Adern gefrieren lassen wird ...“ Er kicherte, als er die letzten Worte schrieb, weil ihm Marianne einfiel, die Sekretärin im Abfallentsorgungsreferat, die einem wirklich das Blut in den Adern gefrieren lassen konnte, wenn sie einen ansah (Ernst fand das jedenfalls). Schrecklich, diese Frau. Mitten im Kichern fiel ihm ein, dass er sie ja anrufen musste. Das heißt den Chef. Aber wenn er den Chef anrufen wollte, kam er unweigerlich zuerst zu ihr. Er musste sich krank melden. Er würde mindestens ... sagen wir zwei Tage für die Geschichte brauchen. Er räusperte sich, stimmte seine Stimme auf heiser ein. Ein Schluck Whisky half dabei immer, auch bei der Geschichte sollte er das tun.

Gegen Mittag hatte er die Geschichte so weit, dass Waltraud Besuch von einem geheimnisvollen Fremden (Ernstens alter ego) bekam, der ihr etwas vorschlug. Aber was sollte er ihr vorschlagen? Wie sollte sie auf die Probe gestellt werden? Ernst überlegte: Da gab es verschiedene Möglichkeiten ... Geld (irgend einen Verwandten auf sichere Art umbringen lassen und ihn beerben), Eifersucht (Leute wie diese Waltraud waren natürlich verheiratet und zudem eifersüchtig), Hass (unterdrückter natürlich, denn solche Prototyp-Gutmenschen hassten nicht offen), Langeweile (hier kicherte Ernst wieder, bei dem Gedanken, jemanden aus Langeweile umzubringen). Oder sollte sie vielleicht den geheimnisvollen Fremden, ihren Verführer und Versucher umbringen? Oder vielleicht besser den Schriftsteller, der sich solchen

Unsinn überhaupt ausdachte? Ernst jedenfalls beschloss, die Entscheidung bis zum Abend aufzuschieben. Er wollte zunächst eine Pause machen, mit Benjamin telefonieren (das tat er täglich mindestens eine halbe Stunde) und dann noch in sein Stammlokal gehen. Vielleicht traf er dort jemand Interessanten, der ihm bei der Geschichte weiterhelfen konnte. Die Verrückte von gestern, die ihm diese Geschichte, bei der er jetzt schon nicht mehr weiter wusste, eingebrockt hatte, würde wohl nicht da sein. – „Ich hoffe es für sie“, dachte er und grinste.

* * *

„Hat er das wirklich gesagt: ‚Grüne Orakelteiche‘?“ Paul kann sich vor Lachen nicht mehr halten. Er zieht das Kissen hinter dem Kopf hervor und presst es sich auf das Gesicht, wie um das Lachen zu ersticken. Eva richtet sich neben ihm im Bett auf, stützt sich auf den rechten Ellbogen und greift mit der linken Hand nach dem Polster auf Pauls Gesicht. Sie zieht ihn fort. „Lach nicht“, sagt sie zu Paul, „er hat dir vielleicht damit das Leben gerettet.“ Statt Paul lacht nun Eva und wirft sich auf ihr Kissen zurück.

* * *

Paul war wieder abgereist. Lissabon. Diesmal für länger, zwei Wochen mindestens. Aber die letzten Tage waren schön gewesen. Eva lehnte sich im Küchenstuhl zurück. Die Uhr tickte leise. Eva hörte sie nicht. Sie strich Butter auf ein Brot, ließ sich Zeit dabei. Sie lächelte vor sich hin. Der verrückte Kerl, dieser Ernst, der *Poet des Untergangs*, fiel ihr ein. Morgen wird es eine Woche, dass sie ihn getroffen hatte. Er war plötzlich aus dem Lokal gerannt, eine Geschichte aufzuschreiben, deren Beginn ihm Eva erzählt hatte. Ob sie je tatsächlich geschrieben würde? Vielleicht, dachte Eva, war dieser Ernst auch bloß ein Angeber, irgendwie hatte er so gewirkt. Sie zuckte die Schultern. Egal. Sie war, nachdem Ernst davongelaufen war, noch kurze Zeit im Lokal geblieben, dann nach Hause und schlafen gegangen. Die Lederjacke mit der Pistole in der Tasche hatte sie an einen der Garderobenhaken im Vorzimmer gehängt. Erst am nächsten Vormittag war sie ihr wieder eingefallen und sie hatte die Pistole behutsam aus der Tasche genommen und wieder ganz hinten in den Kleiderschrank gelegt, halb in dem Bewusstsein, dass sie sie nicht brauchen würde – wenigstens noch nicht.

Am Abend dann hatte Paul sie angerufen, sie hatte gar nicht mehr so recht gerechnet damit. Sie würden sich sehen. Das taten sie dann auch. Und Eva erzählte ihm von Ernst, ihrer Begegnung, von seinen Ansichten über die Gutmenschen, von den drei Beschreibungen Evas und davon, dass er sie davon abgehalten – besser gesagt abgelenkt – hatte, etwas Schreckliches zu tun. „Er hat dir vielleicht das Leben gerettet“, hatte sie heiter zu Paul gesagt. Konkreteres, die Sache mit der Pistole also, hatte sie natürlich nicht erwähnt.

Sie war drei Tage bei Paul gewesen, bevor er abgereist war. Nun war sie wieder in ihrer eigenen Wohnung, saß in ihrer Küche und hörte nicht auf das Ticken der Uhr. Der Gedanke an Ernst ließ sie plötzlich an Waltraud denken. Sie hatte keine Ahnung, was aus ihr geworden war, ob sie in der Spießbürgerlichkeit, in der sie früher schon

steckte, tatsächlich und völlig versunken war. Spießbürgerlichkeit war gefährlich, dachte Eva. Aber doch war sie für die meisten Leute die beste Art zu leben. Die öffentliche Ordnung, der Staat, die Wirtschaft, das gesellschaftliche Leben lebten schließlich von der Spießbürgerlichkeit. Ohne sie müssten die Menschen selber nachzudenken beginnen – und wer wollte das schon?! Spießbürger waren gefährlich. – Gefährlicher als sie selbst, die eine Pistole im Kleiderschrank hatte, mit der sie gegebenenfalls Amok laufen konnte? *Gegebenenfalls*. Sie war nahe daran gewesen! Möglicherweise. Sie hatte schon immer Grenzen ausgelotet in sich, die Grenzen erreicht, aber nie überschritten. Ernst, so dachte sie, konnte die Grenzen überschreiten mit seinen Geschichten, mit Fiktion.

Er spielte den Bösen, um allen zu zeigen, wie böse die Welt war – oder sie selbst.

* * *

Josef ließ das Bier in seinem Glas kreisen, beobachtete, wie der Schaum am Glasrand zurück rann, ließ den Schaum wieder höher steigen durch eine neuerliche Drehung des Glases. „Du spielst den Bösen, um zu zeigen, wie böse die Welt ist, wie böse alle sind, alle anderen. Du selbst tust ja nur so. Vielleicht“, er grinste über das ganze Gesicht, sodass die ohnehin schon tiefen Furchen noch tiefer wurden, und sah Ernst dabei schelmisch an, „vielleicht bist du ja selber nichts anderes als ein *Gutmensch*.“ – „Ha, ha, ha“, machte Ernst nur. Solchen Blödsinn konnte er nicht ernst nehmen. Sie saßen an der Bar, wie vor genau einer Woche. Ernst hatte von seiner neuesten Geschichte erzählt. Waltraud hatte inzwischen eine ganze Familie ausgerottet, hatte zwei Kinder als Geiseln genommen und sich mit ihnen in einem Haus verschanzt. Sie forderte eine halbe Million Lösegeld und zweistündigen Vorsprung für ihre Flucht. Das war das offene Ende seiner Geschichte. Das Spießbürgerweibchen jedenfalls war zur Bestie geworden. Dank Ernstens Phantasie und Evas Anregung. Eva. – Ob sie überhaupt kommen würde? Ernst sah sich um, entdeckte sie aber nirgends. Im Grunde war es ihm einerlei, ob sie kam oder nicht. Er hatte die Geschichte bereits auf seine Homepage gestellt, also veröffentlicht.

Ernst betrachtete seinen alten Freund. Josef war ein hoffnungsloser Fall. Er lebte sein Leben nicht, er beobachtete seines genauso wie das der anderen. Gut. Wenn jemand etwas beobachtet, kann er es sozusagen auf eine wissenschaftliche Art tun, er kann dann das, was er da beobachtet hat, aus einer gewissen Distanz beobachtet hat, mitteilen, er kann seine Untersuchungsergebnisse veröffentlichen, er kann – könnte – einen Beitrag leisten, von dem irgendwer profitieren könnte ... Aber Josef tat nichts dergleichen. Bei seinen Talenten, seiner Intelligenz, seinem Scharfblick hätte er etwas werden können, meinten viele. Er hätte Einfluss haben können (viele seiner Ideen waren sehr gut, er sprach im Grunde vielen aus der Seele), politischen Einfluss vielleicht sogar. Aber er tat nichts, absolut nichts. Er machte sich nur heimlich lustig über die Welt im Allgemeinen und seine Bekannten (vor allem seinen Bruder) im Besonderen. Mit Ernst hatte er eine Gemeinsamkeit, die in etwa den Zustand so beschrieb: „Die Welt, die Menschheit sind ohnehin im Eimer, lassen wir sie zum Teufel gehen, dann ist wenigstens Ruhe, tun kann man ohnehin nichts mehr.“ Ernst beschrieb und übertrieb diesen Zustand und machte sich über ihn lustig; Josef

kritisierte diesen Zustand, aber in einer Weise, die keiner ernst nahm, weil er selbst ohne Einfluss war und so keiner auf ihn hörte.

Nachdem Josef eine Viertelstunde vor seinem nun leeren Bierglas geschwiegen hatte, schlug ihm Ernst auf die Schulter. „Ich lass‘ dich jetzt alleine und schau mich um.“ Eva war noch nicht gekommen. Er hatte aber eine dünne Blondine alleine an einem Tisch entdeckt. Sie sah hübsch aus, aber nicht sonderlich interessant. Also nichts für eine neue Geschichte, sondern etwas fürs Bett – wenn er Glück hatte. Er hatte im Laufe der Jahre verschiedene Wege herausgefunden, die zum Ziel geführt hatten. Meistens wenigstens. Der beste und am öftesten erprobte Weg (er hatte insgesamt nur zweimal nicht funktioniert und über zehn Male doch) war der, sich als der arme, von Susanne, seiner Freundin, und seinem einzigen Kind verlassene Mann darzustellen. Die Mitleidsmasche. Tief seufzen. So allein. Schrecklich traurig. Eine Frau allein, so meinten alle, war doch etwas anderes als ein Mann allein. Er konnte ja nicht einmal richtig kochen; fast seine ganze weiße Wäsche war bereits verfärbt; nur Kantinenessen zu Mittag und das allabendliche Bier. So ein Mann muss doch früher oder später vor die Hunde gehen, wie man so sagt. – Er war manchmal selbst überrascht, wie gut das wirkte, wie sehr die Damen Mitleid hatten. Freilich hatten sie nach spätestens zwei Wochen (die meisten schon nach der ersten Nacht) herausbekommen, dass die Wahrheit ganz anders lag, dass er seine Einsamkeit brauchte, dass er seinen Sohn regelmäßig und oft sah, dass er sich nicht schwer tat, eine Frau für sich zu interessieren, dass er im Grunde völlig zufrieden war und sich kein anderes Leben wünschte ... Und trotzdem erstaunte es ihn, welchen Erfolg er mit seinen Mitleid erregenden Geschichten bei den Frauen hatte. Mehr noch als die nähere Bekanntschaft mit den so Eroberten interessierte ihn längst, auszuprobieren, wie oft sie und welche von ihnen auf die Mitleidsmasche hereinfließen. Er hatte aber nebenbei auch noch die Künstlermasche parat: Tiefsinniger Dichter, melancholisch, das war an sich schon etwas Besonderes, wirkte aber bei Weitem nicht so wie die Mitleidsmasche. Interessant, eigenartig, dachte er.

Nun setzte er sich also zu der Blondine, noch nicht ganz entschlossen, wie er es diesmal anfangen sollte. Sie wirkte abweisend. Das taten sie alle. Anfangs wenigstens. Er hatte gerade begonnen, ihr seine Lebensgeschichte (eine großteils erfundene) zu erzählen, als sich eine Hand auf seine Schulter legte und eine volle, weibliche Stimme „Halloah“ zu ihm sagte. Die Blondine grinste zu der Person, die hinter ihm stand, hinauf. Ernst drehte sich um. Eva stand da. „Sie dachten wohl, ich komme nicht mehr“, sagte sie. Die Blondine grinste noch mehr. Eva zwinkerte ihr zu: „Er hat Ihnen wohl nicht erzählt, dass er verabredet ist?“ Ernst begann Eva zu bewundern. Sie hat mein Spiel durchschaut, dachte er, sie ist mir ebenbürtig. Eva wirkte diesmal ganz anders. Nicht nur hübscher – sie hatte eine andere Frisur und war dezent geschminkt – sondern auch ... ihm fiel kein rechtes Wort ein ... Sie wirkte irgendwie wie jemand, der einen Plan hat, einen teuflischen Plan vielleicht. Nicht bloß so eine vage Vorstellung, den Geliebten vielleicht, möglicherweise im Affekt zu erschießen, nein, anders. Und vor allem – und das gefiel ihm besonders – schien sie nicht die Spur weniger verrückt als vor einer Woche.

„Setzen Sie sich doch“, sagte die Blondine zu Eva. Eva setzte sich. Die Blondine hieß Margit. Sie rückte erst jetzt mit dem Namen heraus, den Ernst davor vergeblich herauszubekommen versucht hatte. Sie war ungewöhnlich dünn. Sie trug ein seltsames Gewand, einen Einteiler: Schwarze Hose mit schwarzem Oberteil, das vorne bis zum Kinn reichte, Arme und Rücken jedoch unbedeckt ließ. Auch ihre Fingernägel waren schwarz lackiert. Das Haar war schulterlang, hellblond, glatt, ihre Augen aber dunkelbraun, was bei ihrer Blondheit völlig überraschend war. Dass aber ihr Haar nicht gefärbt war, sah man an den fast weißen Härchen auf ihren Unterarmen. Eva betrachtete sie kurz und fasziniert, dann fragte sie Ernst: „Was ist mit Waltraud?“ Auch Margit sah Ernst interessiert an, als kenne sie Waltraud und wäre auf ihr weiteres Schicksal gespannt. „Sie hält sich in einem Haus verschanzt. In einem kleinen Einfamilienhaus mit Gartenzwergen vor der Tür. Zwei Kinder, die zufällig alleine zu Hause waren, hat sie als Geiseln genommen. Davor hat sie die neue Familie ihres Ex-Mannes gekillt.“ Eva, die wusste, dass es sich um eine erfundene Geschichte handelte, hatte während Ernstens Bericht Margit beobachtet und erstaunt festgestellt, dass diese zwar fasziniert aber überhaupt nicht schockiert war, als wäre das, was Waltraud widerfahren war und was sie getan hatte, das Natürlichste auf der Welt. „Sie werden sie vermutlich erschießen, die Polizei meine ich“, sagte Ernst, „aber das Ende habe ich offen gelassen“. Nun musste es auch für die Blondine klar sein, dass die Geschichte Literatur war, Fiktion, erfunden. „Ein interessanter Fall“, sagte Margit darauf, „ein ähnlicher ist mir vor etwa drei Jahren unterkommen. Sie müssen wissen, ich bin Psychologin.“ Ernst staunte, Eva lächelte vor sich hin, als sie Ernstens Überraschung sah. Was hatte er wohl gedacht, dass sie wäre: Sekretärin, Prostituierte, Hausfrau mit zwei kleinen Kindern? „Ich habe ein Buch geschrieben mit ein paar Fallstudien“, merkte Margit an. „Ich denke, das könnte Sie interessieren. ‚Lebensangst und Aggression. – Was ist die Wurzel des Bösen?‘, das ist der Titel.“ Ernst nickte: „Interessant“, sagte er etwas trocken.

„Was ist das Böse überhaupt?“ Eva stellte diese Frage in den Raum. Als rhetorische Frage, die unbeantwortet zu bleiben hatte, und die auch keiner der drei beantwortete. Josef beantwortete sie. Er stand plötzlich hinter ihnen: „Das Böse ist die Sünde wider den Heiligen Geist.“ Die drei am Tisch drehten sich um. „Das meint Augustinus“, fügte Josef als Erklärung mit einem Schulterzucken und fast entschuldigend hinzu. Er drehte einen freien Stuhl um, setzte sich rittlings darauf, verschränkte die Arme auf der Lehne und stützte das Kinn darauf. Ernst verschluckte sich fast. Eva lehnte sich zurück und lächelte. Die Blondine beugte sich interessiert vor zu Josef. – „Der *Deus ex machina*. Wir haben die Lösung!“, spottete Ernst, als er sich wieder gefangen hatte. „So ist es doch in Wahrheit“, meinte Josef, „wir wissen ja im Grunde alle, wie einfach und gut alles sein könnte. Dieses natürliche Wissen ist es, was man als den *heiligen Geist* bezeichnen kann. Wir wissen, wie leicht es allzu oft wäre, eine Lösung zu finden, aber wir ignorieren die sich anbietende Lösung einfach, wir verkomplizieren alles, wir machen uns das Leben selbst schwer, wir ...“ Ernst unterbrach ihn: „Du neigst wie immer zu grober Vereinfachung, zu gröbster Vereinfachung, zu fahrlässiger Vereinfachung.“ Josef zuckte nur die Schultern: „Wenn du meinst.“

Nach einem kurzen Schweigen ließ Margit mit ihrer hellen, klaren Stimme hören: „Aber das Böse ist doch etwas völlig Natürliches, es gehört dazu, es ist die Kehrseite

...“ Ernst unterbrach sie schroff, schroffer als nötig, dachte Eva. „... die Kehrseite der Medaille, der Preis für den freien Willen des Menschen, dieses einzigartige Geschenk, ... bla-bla-bla. Glauben Sie denn wirklich daran, dass der Mensch frei ist in seinem Willen, dass er sich willentlich und wissentlich entscheiden kann für das Gute oder für das Böse – was immer man für das eine oder andere auch halten mag – man ist sich ja nicht einmal darin einig. Das glauben Sie doch nicht wirklich?!“ Er war richtig wütend geworden, als wäre er angegriffen worden und müsste sich verteidigen. „Natürlich geht es nicht um eine bewusste, freie Entscheidung zum Bösen“, jetzt war auch Margits Stimme scharf. Ihre dünnen Finger drückten das Glas so fest, dass Eva fürchtete, es würde zerbrechen.

Josefs Kopf lag noch immer auf seinen Armen und die auf der Sessellehne. Seine kleinen, tiefliegenden Augen aber waren lebendig und sein Blick wechselte flink zwischen Ernst und Margit, so als verfolgte er ein spannendes Tennisspiel. „Es geht also gar nicht um die Entscheidung zum Guten oder Bösen“, fuhr Margit jetzt wieder ruhiger fort, „es geht darum, wie man mit den nun einmal vorhandenen Gegebenheiten von Gewalt, Ungerechtigkeit, Habgier, Ignoranz, Feigheit, Gleichgültigkeit, Eifersucht, Verlogenheit, Engstirnigkeit und was es dergleichen noch mehr gibt umgeht, ob man es schafft, den Teufelskreis zu durchbrechen, ob man genug Phantasie und Mut und Kraft dazu hat. Ob man ...“, sie stockte kurz und sah zu Josef hin, „ja, ob man dem Heiligen Geist eine Chance gibt.“

Sie sah die drei der Reihe nach an, fixierte sie mit ihren fast schwarzen Augen. „Phantasie, Mut, Kraft“, wiederholte sie, „das ist es, was nötig wäre, was wir so notwendig bräuchten.“ Sie fixierte Ernst mit ihrem Blick: „Sie sind doch Dichter. Nutzen Sie Ihre Phantasie, zeigen Sie neue Wege auf!“ Ihr Blick wanderte zu Josef: „Sie sind mutig, das sah ich vorhin. In unserer Zeit vom Heiligen Geist zu sprechen außerhalb von Kirchenmauern oder geistlichen Zirkeln, dazu gehört schon Mut. Sie sagen, was Sie denken und Sie wissen viel. Stehen Sie doch dazu, nehmen Sie sich selbst ernst und nehmen Sie Ihre Verantwortung wahr!“ Eva ahnte, dass Margit sich nun an Sie wenden würde – mit dem Begriff Kraft. Aber davon hatte sie gewiss nicht viel. Doch Eva ahnte nicht, dass die Zeit mit Paul, die so überraschend und unerwartet gekommenen drei glücklichen Tage, Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen hatten. So war sie erstaunt, als Margit sagte: „Sie werden geliebt und sind glücklich; geben Sie von Ihrer Kraft weiter, setzen Sie Ihre Kraft ein!“

Nach kurzer Stille, die ihnen wie Stunden vorkam, tatsächlich aber kaum eine Minute gedauert hatte, sagte Margit mit der Stimme eines Kindes, das im Begriff ist, in Tränen auszubrechen, zugleich trotzig und verzweifelt: „Natürlich, ich hab‘ nur Unsinn geredet.“

Ernst nickte, erleichtert über ihre Einsicht, die Einsicht eines endlich zur Vernunft gekommenen Gutmenschen. „Ja, das stimmt“, sagte er. „Es stimmt: Ich habe Phantasie, aber meine Phantasie ist schwarz.“ Er deutete auf Josef und lachte zynisch: „Und sein Mut ist schon vor über dreißig Jahren so geschrumpft, dass er in einem Fingerhut Platz hat. Und sie ...“, er deutete mit kurzer Kopfbewegung auf Eva, die daraufhin leicht zusammensuckte: „... mit ihrer Kraft ist es auch nicht weit her. Sie steigt und fällt mit ihrem Paul; und der ist flüchtig wie ein Windhauch. Also machen Sie sich mit uns keine Hoffnungen. Und die anderen ...“, Ernst machte eine Geste mit den Armen, die offen ließ, ob er die Leute in der Bar meinte oder die Menschheit im

Allgemeinen, „die anderen sind auch nicht viel besser. Auf siebenundneunzig hoffnungslos phantasielose Feiglinge kommen drei, die ...“ er suchte nach Worten, schien keine passenden zu finden und sagte dann mit einer Handbewegung, die bedeuten mochte „lassen wir doch das Thema“: „Nun, diese drei sind von den siebenundneunzig Übrigen auch längst zu phantasielosen Feiglingen gemacht worden oder werden in Kürze dazu gemacht werden. Es wird sich also nichts ändern. Nie.“ – „Der Poet des Untergangs hat gesprochen“, sagte Josef und zerbrach die seltsame Stimmung mit einer Heiterkeit, in die die Übrigen sofort und dankbar einfielen.

Die Blondine sah auf ihre winzige Armbanduhr. „So spät! Ich muss schlafen. Ich bin nur wegen eines Kongresses hier in der Stadt. Morgen um 9 Uhr beginnt die letzte Veranstaltung. Ich muss ein Referat halten über ...“ – sie lächelte auf ihr leeres Bierglas hinab – „über Alkoholismus als Lebensflucht“. Sie stand auf und verabschiedete sich rasch: „War mir ein Vergnügen.“

Ernst gähnte: „Ich geh lieber auch schlafen. Keine Geschichten mehr heute. Morgen mache ich mit Benjamin einen Ausflug.“

Josef streckte sich nach dem langen Sitzen verkehrt herum: „Ich, ich geh‘ noch an die Bar, was trinken.“

Eva, als letzte, sagte: „Ich hab‘ zwar morgen nichts vor, geh‘ aber am besten auch schlafen. Gute Nacht.“

Draußen war es trotz der Stunde längst nach Mitternacht nicht besonders kalt. Der Frühling machte sich nun wirklich bemerkbar.

In einer Ecke nahe ihrem Haus, wo die Mülltonnen aufgestellt waren, sah Eva zwei Gestalten. Das Gelächter junger Burschen und noch ein anderes Geräusch, ein leises Kreischen und Fauchen kam von dort. Eva stand im Dunklen, die beiden aber in der Nähe einer Straßenlaterne und so sah sie: Carlos. Sie hatten Carlos!

Einer der beiden Burschen hielt einen rotgetigerten Kater fest an allen vier Pfoten, während die Zähne des Tieres sich in den Ärmel seiner Jacke verbissen. Der andere hielt den Schwanz des Katers und versuchte, ihn mit einem Feuerzeug anzuzünden. Eva schrie laut auf. Die kurze Verwirrung der Burschen nutzte der Kater, sich zu befreien. Eva versteckte sich schnell hinter einem Strauch. Sie hörte, wie einer der beiden aufschrie: „Verdammt. Das Vieh hat mich gekratzt.“ – „Blödmann“, sagte der andere. Dann liefen sie weg. Der Kater war längst verschwunden.

Eva ging ins Haus. Ihre Knie zitterten. In der Küche angekommen hörte sie wieder Ernstens Worte: „Es wird sich nichts ändern.“

Sie dachte an Paul. Sie würde wieder auf ihn warten und er würde sie wieder warten lassen ... Es wird sich nichts ändern. Sie lachte. Sie hatte eben einen Kater gerettet. – Aber die zwei Burschen würden das wieder tun, oder etwas Ähnliches. Und beim nächsten Mal vielleicht nicht mit einem Kater. Und beim übernächsten Mal waren sie vielleicht hochoffizielle Folterknechte ... Und beim nächsten Mal würde sie Paul vielleicht doch erschießen, wenn er sie wieder warten und in Ungewissheit fallen ließ. Und bei Ernstens nächster Geschichte würde vielleicht jemand sich eine seiner Figuren zum Vorbild nehmen. Und Hubert wird sich vielleicht irgendwann eine neue Waffe kaufen, denn wozu hat er schließlich seinen Waffenschein? ...

Sie hörte die Küchenuhr leise aber deutlich ticken.

„Mach dich doch nicht verrückt!“, sagte sie laut zu sich selbst.
Sie ging ins Schlafzimmer. Dort tickte keine Uhr. Aber im Kleiderschrank, ganz hinten, lag eine Pistole. – Morgen würde sie ... – Nein, nicht morgen. Jetzt gleich!
Sie kroch halb in den Schrank, holte die Pistole hervor, zog ihre Lederjacke mit den großen Taschen an, in deren rechte sie die Waffe gleiten ließ. Dann verließ sie das Haus.

Die Brücke über den breiten, träge dahinströmenden Fluss war nur drei Straßen weiter. Mitten auf der Brücke angekommen, warf sie die Pistole ihres Großvaters hinab. Erst als sie wieder in ihrem Schlafzimmer war, wurde sie müde. Ganz plötzlich. Es war halb zwei.

* * *

Das Läuten des Telefons weckt sie auf. Pauls Stimme klingt – allzu fröhlich für die frühe Morgenstunde – irgendwo aus Lissabon. Eva hört sich verschlafen an. „Schläfst du denn noch?“, fragt Paul mit gespielter Entrüstung. „Es ist zwölf Uhr Mittag. Das heißt bei dir ist es schon ein Uhr am *Nachmittag!*“ Das letzte Wort besonders entrüstet betont. – „Es ist spät geworden gestern“, sagt Eva. „Ich war mit Ernst ... aber das erzähle ich dir später einmal.“ Pause. Dann: „Wusstest du, dass die Welt verbessert werden kann durch Phantasie, Mut und ... Verlässlichkeit?“ – „Natürlich“, sagt Paul. „In einer Woche bin ich wieder bei dir. Ich muss jetzt zum Mittagessen, das heißt Arbeitsessen. Ich rufe dich sofort an, wenn ich zurück bin.“ – „Aber wirklich!“, mahnt ihn Eva und denkt bei sich, mit einem Lächeln, das Paul nicht sehen kann: „Ich habe nämlich keine Pistole mehr.“